

Über die „guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“
Predigt im Gottesdienst am 9. Sonntag n. Trinitatis,
dem 20. Juli 2008 im Gemeindehaus Kreuzau

von *Dirk Chr. Siedler*

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch. Amen.

Liebe Gemeinde,

heute ist ein ganz besonderer Text des Neuen Testaments als Predigttext vorgeschlagen. In unseren sechs Predigttextreihen, die sich jährlich abwechseln, sind insgesamt sieben Texte aus dem ersten Petrusbrief vorgeschlagen, also etwa einer im Jahr. Entsprechend fremd dürfte uns der erste Petrusbrief sein. Er gehört zu den Texten des Neuen Testaments, die uns Einblicke in die christlichen Gemeinden der zweiten Generation gewähren. Die meisten Zeitzeugen Jesu sind schon gestorben, einige Schüler des Paulus leben noch. Auch Petrus ist schon gestorben, und wie es damals üblich war, nimmt der Verfasser die Autorität des Petrus für sich in Anspruch und schreibt den Brief unter seinem Pseudonym. Wie kommt man nun darauf, Petrus doch nicht als Verfasser anzunehmen? Gegen die Verfasserschaft des Petrus spricht erst einmal das gepflegte Griechisch, das nicht unbedingt die Sprache eines Fischers gewesen sein dürfte, dessen Alltagssprache viel eher aramäisch gewesen sein dürfte. Bedeutsamer ist allerdings die Beobachtung, dass in den Petrusbriefen die Themen keine Rolle mehr spielen, die Petrus und die Gemeinden zu seiner Zeit umgetrieben haben: Es geht hier nicht um die Rechtfertigungslehre, auch die Geltung der Thora wird nicht mehr diskutiert, und auch die Frage, ob Nicht-Juden, also Heiden, Heil erlangen können, spielt keine Rolle mehr. All diese Fragen, die Paulus und Petrus noch diskutierten und die den Römerbrief, den Galaterbrief und auch die Apostelgeschichte prägen, sind inzwischen entschieden. Wir befinden uns eine Generation weiter. Die Gemeinden haben sich stabilisiert, wenn auch im Untergrund und verfolgt durch die Machthaber des Römischen Reichs. Da im fünften Kapitel von den Leiden der Mitchristen die Rede ist und größere Verfolgungen erst unter dem Römischen Kaiser Domitian einsetzen, können wir davon ausgehen, dass der Brief nach 95 nach Christus geschrieben worden ist. Angesichts dieser Verfolgungen wurde die im Judentum und im frühen Christentum verbreitete Endzeiterwartung noch verstärkt: Jederzeit wurde angesichts von Verfolgung und Gewalt das Ende der Zeiten erwartet. Diese Erwartung nahm die Hoffnung auf, dass die ersten Christen Jesu Wiederkunft und den damit verbundenen Anbruch des Reiches Gottes noch zu ihren Lebzeiten erwarteten. In beidem irrten sich die Gemeinden: Weder kam Jesus zu ihren Lebzeiten wieder, noch brach Gottes Reich aus.

Was kann uns ein Text heute sagen, der für eine gänzlich andere Zeit als die unsere geschrieben worden ist: Wir werden hierzulande als Christen nicht verfolgt, wir leben unser Christentum heute nicht am Rande der Gesellschaft, sondern in ihrer Mitte, wir gestalten die Gesellschaft, die Grundzüge der Rechtssprechung orientieren sich auch noch in ihrer säkularen Gestalt an christlichen Wertmaßstäben, wenn sie auch in der pluralen Gesellschaft umstrittener sind und intensiv diskutiert werden müssen. Wir haben gut zu tun damit, dass christliche Zielvorstellungen teil unseres gesellschaftlichen Wertekanons bleiben: Ich denke an die Debatten um Sterbehilfe, an die Bedrohungen des Lebensrechtes am Anfang und am Ende menschlichen Lebens. Hier Wege zu finden, die allen Betroffenen gelingendes Leben ermöglichen ist für uns heute eine große Aufgabe.

Dieser Hinweis zeigt schon wie fundamental sich die Situation geändert hat: Die Stimme der Kirchen wird hierzulande wahrgenommen, und auch in unseren Kommunen befinden wir uns in der Mitte der Gesellschaft: Viele Ratsmitglieder in allen Fraktionen sind – zumindest in Düren – evangelisch, z.T. sogar Presbyter unserer Gemeinde. Die Sozialdemokratie hatte in Düren für ihren Kandidaten um das Bürgermeisteramt die Wahl zwischen zwei Mitarbeitenden unserer Gemeinde. Von Verfolgung kann also keine Rede mehr sein.

Dennoch kann uns der Text aus dem ersten Petrusbrief auf wichtiges hinweisen. Hören wir also den Abschnitt aus dem vierten Kapitel:

*Es ist aber nahe gekommen das Ende aller Dinge.
So seid nun besonnen und nüchtern zum Gebet.
Vor allen Dingen habt untereinander beständige Liebe;
denn »die Liebe deckt auch der Sünden Menge« (Sprüche 10,12).
Seid gastfrei untereinander ohne Murren.
Und dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat,
als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes:
wenn jemand predigt, dass er's rede als Gottes Wort;
wenn jemand dient, dass er's tue aus der Kraft, die Gott gewährt,
damit in allen Dingen Gott gepriesen werde durch Jesus Christus.
Sein ist die Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.*
(1. Petrus 4,7-11)

Liebe Gemeinde,

aus meiner Sicht steht der Schlüsselsatz im Zentrum unseres Textes: „Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die *guten Haushalter* der mancherlei Gnade Gottes.“ Dieser eine Satz verbindet schon verschiedene zentrale Aussagen miteinander: Ein jeder und eine jede von uns hat gute Gaben, die er und sie in die Gemeinschaft einbringen kann, so wie es auch die heutige Schriftlesung aus dem Matthäus-Evangelium gezeigt hat. Jeder von uns hat Talente, die wir nicht vergraben, sondern in die Gemeinschaft einbringen sollen. Mit diesen Gaben sollen wir wie gute Haushalter umgehen. Das Wort Haushalter hat im Griechischen nicht nur die Bedeutung den familiären Haushalt gut zu führen, sondern in dem Wort *oikonomoi* schwingen auch die verschiedenen Bedeutungen von *oikos* mit: Ökonomie oder auch Ökologie. Es geht also nicht nur um das eigene Haus und den Hof, sondern um den weltweiten „Haushalt“ – unser wirtschaftliches Handeln ebenso wie unser Umgang mit der Mitwelt um uns herum. Das „bebauen und bewahren“ der Schöpfungsgeschichte wird engstens verbunden mit unserer Verantwortung gegenüber den, der uns diese Gaben anvertraut hat. Deshalb ist hier auch von „Gaben“ die Rede, die ein jeder „empfangen“ hat. Die uns anvertrauten Talente und Ressourcen sind uns gegeben, damit sie anderen und der Gemeinschaft Nutzen bringen können. Der Petrusbrief beschreibt noch genauer, wie diese Beziehung zum Geber ausgedrückt werden kann: „wenn jemand predigt, rede er's als Gottes Wort; wenn jemand dient – aus der Kraft, die Gott gewährt.“

Die uns anvertrauten Gaben sind in doppelter Weise Gottes Gabe: einmal, dass wir das Vermögen von Gott zu sprechen, dem anderen zu helfen, den Traurigen zu trösten von Gott bekommen haben; aber auch, dass wir im Geschehen selbst – im Trösten, im Stärken, im Ermutigen – von Gott getragen sind, von ihm die Kraft erhalten, mit seinen Gaben unsere Mitwelt zu gestalten.

Nun sind wir heute keine kleine Schar mehr, die sich verstecken muss, sondern wir können die uns auch als Gemeinde von Gott anvertrauten Gaben offensiv in unsere Gesellschaft einbringen. Es wird von uns sogar erwartet, dass wir die Gesellschaft immer wieder auffordern, mit den Gaben verantwortungsvoll umzugehen – und das tun wir regelmäßig als Evangelische Gemeinde zu Düren genauso wie als Evangelische Kirche im Rheinland. Ich denke da an den Aufruf für wirtschaftliche, soziale und ökologische Gerechtigkeit, den unsere Gemeinde mit unseren Partnern in Paraguay gemeinsam auf mehreren Tagungen erarbeitet hat und dessen Inhalte sich in dem Beschluss unserer Landessynode im Januar wiederfinden.

Die anvertrauten Gaben zu teilen ist nicht beliebig. Der Umgang mit Gottes Talenten muss bestimmte Kriterien erfüllen. In unserem Textabschnitt wird besonders dazu aufgerufen „untereinander beständige Liebe“ zu üben und untereinander Gastfreundschaft zu üben – ohne Murren. Gast-

freundschaft war seinerzeit sicherlich die wichtigste und häufigste Form gegenseitiger Liebe. In Zeiten ohne eine touristische und verkehrsmäßige Infrastruktur war Gastfreundschaft überlebenswichtig. Das entscheidende Kriterium für das Tun der Christen ist die „Liebe“. In einem anderen Brief aus dieser Zeit, dem 1. Johannesbrief wird dies kurz und bündig so formuliert: „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (1. Joh. 4,16b)

Wohlgemerkt: Die „Liebe“ ist hier nicht bloßes Gefühl und eine Stimmung, in der man sich wohl fühlt. Die „Liebe“ wird hier schnell zur Praxis, zur Tat. Ich denke, viele von uns sind gerne gastfreundlich – ganz besonders gegenüber Menschen, die wir kennen, die wir lange nicht mehr gesehen haben und die uns nun endlich einmal besuchen kommen. Was hier gemeint ist geht aber noch darüber hinaus; denn das griechische Wort für gastfreundlich lautet „*philoksenoi*“. Der Wortteil *phil* dürfte manchem bekannt sein: der „Philosoph“ ist der Freund der Weisheit oder der „Philatelist“ ist der Freund, also der Sammler von Briefmarken. Der *philoksenoi* ist der Freund des Fremden, *ksenos* heißt „fremd“. Die Aufforderung des Petrusbriefes zielt also auf die Gastfreundschaft gegenüber „Fremden“, gegenüber Menschen mit denen mich bisher nur wenig verbindet. Wer Fremde bei sich aufnimmt, macht oft die Erfahrung, dass dieser Kontakt den eigenen Horizont weitet. Ich denke an die Menschen unter uns, die aus Kasachstan, Russland oder der Ukraine zu uns gekommen sind. Sie sind Deutsche, haben die deutsche Sprache und ihren deutschen Gottesdienst über Generationen in der „Fremde“ bewahrt, kommen in ihre „Heimat“ und werden hier aber als „Fremde“ behandelt. Sie haben sich in Deutschland oft nicht willkommen gefühlt: „Seid gastfrei untereinander ohne Murren.“ (V. 9)

Sicher, heute werden wir Christen hierzulande nicht mehr unterdrückt, die herrschende Kultur, der gesellschaftliche Mainstream kann es sich leisten, den Widerspruch und die Pluralität der Meinungen zuzulassen. Das heißt aber nicht, dass wir uns nicht auch mit einem Herrschaftsanspruch auseinander setzen müssten, der Gottes Macht des Lebens für alle Menschen hindert und den eigenen Profit für wichtiger hält als das Wohlergehen aller Menschen. Viele Menschen sehen in der Macht multinationaler Konzerne solche Mächte. Liebe zu üben als Gemeinschaft, das könnte auch bedeuten, gesellschaftliche Netzwerke zu entwickeln, damit möglichst viele Menschen eine Lebensperspektive für sich sehen können. Unsere Partnerschaften als Gemeinde mit Paraguay und Lublin sind schon der Beginn solcher Netzwerke, eines Netzwerkes für eine Globalisierung von unten.

Die Mächte, die uns als Gemeinde heute herausfordern, sind nicht so konkret und leicht fassbar, wie das Römische Reich. Diese Mächte werden von keinem Kaiser angeführt, und sie können es sich leisten Widerspruch zuzulassen. Es ist hier eine Aufgabe von Gemeinden und Kirchen, eine Gegenmacht zu formieren, die die lebensfördernden Mächte vertritt.

Aber in allem, was wir als Gemeinde tun, lassen wir uns messen an dem Maßstab der Liebe: der Liebe untereinander, die gründet in der Liebe Gottes zu uns Menschen und seiner vielfältigen Gaben, die er uns geschenkt hat und durch die er uns ermutigt für ein gelingendes Leben für alle einzutreten. Als die „guten Haushalter“ Gottes werden wir auch mit dem Haus seiner Schöpfung gut haushalten, weiter auch gegen Widerstände dafür eintreten, dass die Gabe seiner Schöpfung nicht auf dem Altar des wirtschaftlichen Gewinns geopfert wird. Die ökologische Krise führt uns die Vergänglichkeit von Gottes Gaben vor Augen. Sie zeigt uns in ganz anderer Weise als es der Petrusbrief vor beinahe 2.000 Jahren gemeint hat, dass das Ende der Welt, wie wir sie kennen, nahen kann. Diese Einsicht verändert die Prioritäten, die wir setzen. Sie führt dazu, dass sich unsere Liebe, die wir üben nicht nur auf Gott und unseren Nächsten, sondern auch auf Gottes gute Schöpfung richtet. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere menschliche Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Predigtlied

EG 401,1-4 Liebe, die du mich zum Bilde

Email-Kontakt: DC.Siedler@web.de